



Illustriertes Blatt.

Samstag den 4. Juli.

Das Bild der Erinnerung.

Durch der Erinnerung dämmernde Gebüsche
Schwebt des Vergang'nen holdes Traumbild hin;
Ein Blütenkelch voll unbesleckter Frische
Erglänzt es in der Wirklichkeit Ruin.

Aus fetigen Gefilden scheint's zu kommen,
Doch war es uns im Leben einst so nah;
Ein Aetherschein, dem ew'gen Licht entglommen,
Doch stand's schon hell vor unsern Sinnen da.

Mit Zauberklang hebt es durch uns're Seele,
Es wehet uns mit Liebesodem an,
Und daß es nie an süßem Trost uns fehle,
Begleitet es uns auf des Lebens Bahn.

G. Hölder.

Der Straßensänger und sein Kind.

Novelle von Leopold Kordesch.

Es mögen ungefähr 30 Jahre verflossen seyn, als eines Sonntags auf der schnurgeraden, mit Pappeln besetzten, prächtigen Straße von Pordenone nach Conegliano im Venetianischen ein sehr eleganter, offener Wagen dahin rasselte. Zwei modisch und vornehm gekleidete Herren mit breitgeränderten florentiner Strohhüten wiegten sich behaglich im Fond des Wagens und rauchten Cigarren, am Kutschbock aber saß ein junger, wo möglich noch feiner costumirter Herr mit zierlicher Haltung und dirigirte, in der Linken die schneeweißen Zügel, in der Rechten die Peitsche haltend, die feurigen zwei Neapolitaner, die schaumbedeckt dahin brausten. Alle Drei trugen die fröhlichsten Gesichter zur Schau, in denen jedoch, besonders in Beziehung auf den Rosselenker, der Uebermuth und die vornehme Sorglosigkeit des Reichthums im leichten Anfluge ausgeprägt zu seyn schien. Sie waren offenbar aus der Umgegend und mochten eine Landparthie gemacht haben.

Ungefähr in der Mitte des Weges zwischen den genannten zwei Städten sah man einen jener Straßensänger in der Richtung nach Conegliano auf der Chaussee fortschreiten, die in Italien auf den Straßen, in den Locanden und Kaffehäusern mit so viel Emphase und Affectation Bravour-Arien aus Opern in Begleitung der Guitarre zu singen pflegen. Er war ungefähr 50 Jahre alt und sah noch kräftig aus. Sein Anzug bestand in einem Halbfrack mit breiten Schößen und weiten Seitentaschen aus gelbem Man-

ein und derlei Pantalon. Statt Stiefel trug er Schuhe mit Schnallen und zwar ohne Strümpfe, und eine schwarze Noßhaarmütze machte seine Kopfbedeckung aus. Mit der einen Hand die Guitarre haltend, die ihm an einem eben nicht sehr reinlichen lichten Seiden-Bandeln über den Arm hing, suchte er mit der andern seinen Knaben, der, ganz wie der Vater gekleidet, neben ihm ging, zu erfassen und zurückzuziehen, als die bezeichnete Equipage rasch heranrasselte. Allein mit dem kecken Muthe und der leichtsinnigen Ungefügigkeit der Jugend sprang der Knabe, wie ein munteres Reh, auf die andere Seite der Straße und als die Carosse herankam, schwang er sich leichtfüßig auf den rückwärtigen Bedienten-Stehplatz derselben, dem Vater mit seinen schwarzen, glänzenden Augen schalkhaft lächelnd zuwinkend. — Armes Kind! es war deine letzte fröhliche Augensprache, denn in demselben Augenblicke knallte die Peitsche — und mit einem lauten, entsetzlichen Schrei stürzte der Knabe von seinem Versteck auf die Straße. — In den kräftigen Haltruf des Vaters mengten sich gleichzeitig die Stimmen der zwei im Wagen Sitzenden. Das Fuhrwerk hielt. Hastig stürzten von der einen Seite der Vater, von der andern die zwei Herren auf das am Boden liegende Kind zu, dem das Blut aus Mund und Nase hervorquoll. Dieß war indessen bloß die Folge des Sturzes und ganz ohne Bedeutung gegen ein anderes, weit größeres Unglück — denn des Aermsten rechtes Auge war, getroffen vom Peitschenhiebe, dahin, es war — ausgeronnen. — Den Schmerz, die Verzweiflung des bedauerungswürdigen Vaters, den Schreck der Wagengesellschaft mag eine andere Feder schildern, ich finde die Aufgabe zu schwer. Sprachlos hielt der Straßensänger den Knaben, die einzige Hoffnung seines unbeschützten Alters, in den Armen, welcher, betäubt vom wüthenden Schmerz und durch den unbewußten Sturz, in Ohnmacht gefallen war.

„Signor Conte,“ sprach der älteste der Herren zu dem jungen Manne, der, die Pferde mühsam am Zügel haltend, der traurigen Scene von der Seite zusah, die er unbesonnen herbeigeführt hatte — „hier gilt wohl kein weiteres Bedenken; wir müssen die Unglücklichen in unseren Wagen nehmen und zu Ihnen bringen. — Vermaledeiter Tag das! Es ahnte mir schon heute Morgens, daß etwas Fata-

les geschehen würde. Wie zum Teufel mußten Sie aber auch das Auge treffen!“ —

„Weim St. Anton von Padua, oder bei welchem Heiligen ihr wollt,“ fiel der junge Conte, vom Schreck und Zorn geröthet, ein — „jezt keine Predigt, nur jezt nicht! Macht, daß ihr alle in den Wagen kommt, ich kann die beiden Canaillen von Pferden nicht länger zurückhalten.“ —

In stummer Eile wurde der verstümmelte Knabe in den Wagen gebracht, den sein Vater in die Arme preßte. Die zwei Herren nahmen ihre Rücksiße ein und fort ging's im raschen Fluge nach Conegliano. Auf der ganzen Fahrt wurde von Niemanden ein Wort gesprochen. Der kutschierende Conte, der die Pferde im gestreckten Galopp dahin schießen ließ, saß dem schmerzgebeugten Alten im Rücken, was für Beide gut war, indem es ihnen den gegenseitigen Anblick entzog. Die anderen zwei Herren, beide intime Freunde des reichen jungen Conte, wovon der Aeltere ein Marchese und Gutsbesitzer aus der Gegend von Castellfranco, der Jüngere ein angesehenener Seiden-Fabrikshaber aus Conegliano war, schienen sowohl durch Ausdruck ihrer Mienen, als auch durch ihr Schweigen und sonstiges Benehmen den unaussprechlichen Vaterschmerz des armen Straßensängers zu ehren.

Vor einem der ansehnlichsten, pallastähnlichen Gebäude Conegliano's blieb der Wagen stehen. Der Conte warf einem Stallknechte, der auf einen gellenden Pfiff herbeigefrungen war, rasch die Zügel zu, sprang vom Kutschensitze und sagte zu einem am Thore stehenden jungen Menschen: „Den Doctor Bujo, schnell, nur schnell!“ — Dann sich durch die Menge drängend, die, nach italienischer Sitte, im Nu sich zusammenrottete und wie ein Schwarm den Wagen umgab, schlüpfte er behend in das Haus. Seine Begleiter folgten ihm und Leute des Conte brachten augenblicklich den verunglückten Knaben und den Alten aus dem Horizonte der neugierigen Gaffer. —

(Fortsetzung folgt.)

Der krainische Missionär Ignaz Knoblecher.

Mitgetheilt von Joseph Partel.

(Fortsetzung.)

„Ich kann Ihnen nur noch bemerken, daß mich bei meiner Rückkehr aus der Sabina ein freundschaftlicher Brief von Ihrer Hand erwartete. — Ich danke Ihnen zugleich für die schönen und erhebenden geistlichen Lieder, die ich von unsern Sängern mir vorsingen lasse. Es ist besonders ein Chinese, Namens Mong aus Chan-si, dem sie gefallen und der, so oft er in mein Zimmer kommt, mich um Arie di Carniola fragt, wo er sie dann zu wiederholten Malen vorsingt.“ —

„Während ich nun mit allem Ernste mich für meine Mission vorbereitete, wurde ich darin plötzlich unterbrochen, da mir die Nachricht zu Ohren kam, daß ich auf eine baldige Abreise aus Rom verzichten sollte, indem die Propaganda mich in Rom behalten wolle. Die Sache verhielt sich so: Der heilige Vater ging mit dem Gedanken um, zum Wohle der bedrängten orientalischen Kirche, ein griechisch-

ruthenisches Collegium in Rom zu eröffnen und eine altslawische Lehrkanzeln in der Propaganda zu errichten. Da ich während meines Aufenthaltes in Rom, und besonders seit dem ich die Ehre hatte, mit unserm vereinigten gelehrten Landsmanne, dem Hofrath Kopitar, Bekanntschaft gemacht zu haben, mich viel mit den ost-slavischen Dialecten, vorzüglich aber mit der altslawischen Kirchen-Literatur abgegeben hatte, beschloß die Propaganda, diese neue Lehrkanzeln mir zu übergeben und zu gleicher Zeit mich als Vice-Rector in dem neu zu eröffnenden Collegio anzustellen. — Dieß war wohl die härteste Probe für mich. — Von einer Seite gefiel es mir, hiedurch Gelegenheit zu bekommen, mich in meinen Studien zu vervollkommen und auf diese Art mit der Zeit in den Stand zu gelangen, vom Mittelpunkte der Christenheit aus die gerechte Sache der gedrückten katholischen Kirche unter unseren Stammverwandten, den Slaven im Osten, verfechten zu können. Nebst dieser Aussicht konnte ich aber auch in dem geleisteten Eide, den Befehlen meiner Obern unbedingten Gehorsam zu leisten, einen Grund der Beruhigung finden. — Doch, wenn ich die Sache von meinem realen Standpunkte in Betrachtung zog, mußte ich da nicht gleich auf den Gedanken kommen, daß der hochwürdigste Herr Fürstbischof und die vielen hochwürdigen Herren Wohlthäter meines Vaterlandes, die mir, großmüthig genug, reichliche Unterstüzungen unter der Voraussetzung, mich leichter zum Missionär heranbilden zu können, hieher nach Rom sendeten, auch auf die Realisirung meines vorgegebenen Vorhabens ihre Augen gerichtet halten? — Konnte ich etwa nicht fürchten, durch Annahme einer Anstellung in Rom Verdacht auf mich zu laden, und, wenn eben nicht für einen Betrieger, der, um zum Ziele zu gelangen, zu unerlaubten Mitteln greift, doch gewiß für einen Menschen ohne Charakter, der seinen Mantel nach dem Winde dreht, gehalten zu werden? — Oder konnte man mich vielleicht nicht mit Recht für einen solchen halten, wenn man eingesehen hätte, daß ich bei der ersten, sich dargebotenen Gelegenheit mir es habe gefallen lassen, mich in aller Bequemlichkeit in Rom niederzulassen, statt von der heiligen Congregation demüthig, aber ernstlich eine der vielen beschwerlichen fremden Missionen zu erbitten? —“

„Derlei Vorstellungen kamen mir bei dem Empfange dieser neuen Bestimmung zuerst in den Sinn, und hätte ich auch einem solchen Verdachte durch eine aufrichtige Erklärung mit Bezug auf meinen geleisteten Eid zum Theile vorbeugen können, so hatte ich doch noch andere wichtigere Gründe, die mir bei dieser angezeigten Bestimmung große Unruhe verursachten. — Diese Gründe lagen tief in meinem innern Wesen und in meinem von demselben unzertrennlichen Berufes gewurzelt. Der innere Drang, der mich nach der Auffassung meines Berufes bewog, unbedingt in die Hände der göttlichen Vorsehung mich zu werfen, meine gesicherte Existenz gegen eine ungewisse, vielleicht kümmerliche Zukunft zu verwechseln; mein geliebtes, mir theueres Vaterland zu verlassen, um in ein fremdes, unbestimmtes, vielleicht armseliges, wüstes Land, das nur dem reisenden Wild und kaum

menschlichen Wesen zum Aufenthalte dienen dürfte, zu reisen; einer Umgebung wohlwollender, gleichgesinnter, von christlicher Liebe erfüllter Landsleute auf ewig Lebewohl zu sagen, um vielleicht einer Bande roher Cannibalen in die Hände zu fallen, die bei meinem ersten Erscheinen unter ihnen mir den Dienst erweisen könnten, ihren Hunger mit meinem Fleische zu stillen: — dieser innere Drang, der meiner Handlungsweise eine Richtung gab, die vielleicht Manchem eine Thorheit schien, war noch in mir in voller Thätigkeit, und keineswegs erkaltet der heisse Trieb; er loderte in meinem Innern fort, angefaßt durch die herrlichen Triumphe des Christenthums, das Wüsten in fruchtbare Landschaften umgestaltet, rohe Wilde in wohlgesittete, gebildete Menschen umgewandelt, und Tausende von feindseligen einander aufreibenden Völkerschaften in friedliche, wohlgeordnete Staaten vereinigt hatte. Dieser alte innere Drang stellte den Beschluß der Propaganda in einem so grellen Abstände mit meinem Verufe mir vor die Augen, daß mich alle Ruhe zu verlassen drohte. — Was sollte ich Armer nun in diesem grausamen Kampfe anfangen? — Ich that, was nach dem Rathe unsers göttlichen Meisters jeder wahre Rechtgläubige in ähnlichem Falle würde gethan haben: — ich nahm die Zuflucht zum Gebete, und flehte zu Gott, „daß er mir die Gnade verleihen wolle, mich mit Ergebung in mein Schicksal zu fügen, falls es sein Wille wäre, daß ich in Rom bleibe; wäre es aber nicht, und hat mich Gott, wie ich in meinem Innern zu lesen meinte, gütigst bestimmt, seinen heiligen Namen unbekanntem Nationen zu verkündigen, so möge er in seiner Allbarmerzigkeit mich doch in der Mitte des Weges nicht verlassen, sondern seinen Willen meinen Obern zu erkennen geben.“

„Als ich nach Ablauf der mir zugestandenen Bedenkzeit diesen Entschluß meinen Obern vorbringen sollte, erklärte ich ihnen mit dem erforderlichen Anstande, jedoch ganz offen, daß ich mein Vaterland nur aus der Absicht und in der Hoffnung verlassen hätte, um in irgend eine Mission, die mir die heilige Congregation zu bestimmen geruhen möge, zu gehen; daß ich bei der Leistung meines Eides, kraft dessen ich unbedingten Gehorsam der heiligen Congregation gelobt, nur an auswärtige Missionen dachte; daß eine Anstellung in Rom mir nicht einmal in den Sinn kommen konnte, indem ich nebstbei mich eidlich verpflichtete, die Propaganda von meinem Thun jährlich schriftlich zu unterrichten; daß ich endlich durch eine Niederlassung in Rom einen großen Verdacht von Seite meiner Landsleute auf meine Person laden würde, da diese mich vor der Aufnahme ins Collegium der Propaganda unter Voraussetzung, mich zum Missionär heranzubilden, reichlich unterstützten. Daher bat ich demüthig, die heilige Congregation wolle vor einem entscheidenden Beschlusse diese Punkte gnädigst berücksichtigen; zugleich sprach ich mich mit Ehrfurcht aus, daß ich das Vertrauen, das die heilige Congregation mir durch diese angelegene Anstellung zeige, dankbar anerkenne, und mich ihrem weisen Gutachten, aus Liebe, die ich zum Heile meiner Stammverwandten in meinem Herzen fühle, und zum Wohle

der heil. katholischen Kirche willig unterwerfen werde. — Ich erhielt die Erwiderung, daß ich in meinem neuen Amte in Rom bleiben würde, bis das Collegium in dem gehörigen Gange fortgeschritten seyn wird, und daß man später meinem Verlangen, in die Mission zu gehen, gerne willfahren wolle. Dieser Bestimmung gemäß sollte ich bis zur Eröffnung des Collegiums in der Propaganda verbleiben und mich für mein Amt vorbereiten. Ich suchte nun, freier als je, die Werke, die ich in der würdigen Sprache unserer ersten christlichen Vorfahrer finden konnte, um mich zu vereinigen, als: Cyrill's altslawische Bibel, Nestor's Annalen, Biographien slawischer National-Heiligen, liturgische Bücher, nebst andern wichtigen Werken, (welche Kaiser Nicolaus, während er die Missionäre der Propaganda aus seinen Staaten trieb, unserer Bibliothek zum Geschenke schickte). Die genannten Werke waren nun meine tägliche Lectüre. Zu eben dieser Zeit erhielt ich auch eine Anzahl von krainischen Büchern, die unser neue Missionär, der hochwürdige Herr Andreas Skopez, bei seiner Einschiffung nach Amerika, von Triest aus mir zuschickte; darunter fand ich auch ein Exemplar vom letzten Hefte heiliger Lieder des hochwürdigen Herrn Pfarrers, Blasius Potozchnik, von Ihnen mir zugesendet.“

(Schluß folgt.)

Unser Lernen.

Ach, wir lernen und lernen mit Eifer und Mühe und rastlos;
Was zu lernen und wie, lernen wir leider zuletzt.

Emmanuel Hilscher.

Feuilleton.

(Kaiserliche Hilfe.) Eine arme Witwe erschien einst mit ihrer fünfzehnjährigen Tochter von großer Schönheit im Controllorgang. Nachdem sie Kaiser Joseph ermuntert, ihr Begehren zu nennen: sagte sie: „Eure Majestät, ich bin 50 Gulden Zins schuldig, jedoch so unglücklich, daß ich kein anderes Mittel habe, selbe zu bezahlen, als auf eine Art, die mich das Leben kosten würde, nämlich, mein einziges Kind in Unehre zu bringen, welches ich bisher mit größter Sorgfalt erzogen und dem ich einen Abscheu gegen Verbrechen jeder Art eingespößt habe. Schützen mich Eure Majestät gegen die Nachstellungen unseres Hausherrn so lange, bis ich ihm das schuldige Geld durch unsere fleißigen Handarbeiten zahlen kann.“ — Der Kaiser schrieb einen Schein und sagte: „Geben Sie mit diesem Billet zu meinem Haushofmeister, er wird Ihnen das Geld geben.“ — Unter tausend Segnungen begab sie sich alsogleich dahin und erhielt auf den Schein 150 Gulden ausgezahlt. Sie protestirte und weigerte sich, mehr als 50 Gulden zu nehmen. Der Haushofmeister ging mit ihr zum Kaiser. Als dieser die Begebenheit erfahren, sagte er: „Ich habe mich allerdings geirrt. Geben Sie mir den Schein, ich will ihn ändern.“ Hierauf überreichte er ihr einen neuen auf 500 Gulden und sagte: „Hier ist mein Befehl. Was Sie davon ersparen können, geben Sie Ihrer Tochter zum Brautschatz.“

(Statistisches.) Der höchste Thurm in Europa ist in Ulm, er mißt 452 Par. Fuß. Die Kathedrale in Straßburg hat 440 Fuß; der Stephansthurm in Wien 415 Fuß; die Peterskirche in Rom 405 Fuß; der Dom zu Florenz 361 Fuß; — die Paulskirche in London 326 Fuß; — der Markusthurm in Venedig 308 Fuß; der Marienthurm in Berlin 286 Fuß; der Notre-Dame-Thurm in Paris 225 Fuß.

(Noch ein Mahl! Gebt auf die Kinder Acht!)

Ein gräßliches Unglück hat sich in Friesheim (Oberpfalz) ereignet. Das 16 Wochen alte Knäblein des Bauers Joseph Neumeier lag unbewacht in der Wiege, als ein Mutterschwein in die Stube kam und dem wehrlosen Kinde den Kopf abriß. Die unglücklichen Aeltern fanden nur noch den blutenden Rumpf.

(Papst Gregor XVI.) Der „Times“ wird aus Rom gemeldet, daß der Papst Gregor XVI. eines so hohen Rufes als Mathematiker genoss, daß, als er noch Ordensbruder war, Napoleon ihn an die Spitze der polytechnischen Schule habe stellen wollen.

Papierkorb des Amüsanten.

Was ist ein Schauspieler? Diese Frage beantwortete eine Berliner Höckerin folgendermaßen: „Fott! so'n Schauspieler is en herrlicher Mensch! Wie dralle die schlänke Mannsperson anezogen is, und wie schön ihm Alles steht; sehr mal, mit jedem Tritt hat er ne andere Stellung, un eene is immer schöner, als de andre. Un wat führt so'n Jüngling nicht vor'n Leben! Der lebt, wie Fott in Paris! Der Morjens geht er int Weinhaus, der Mittags is er sich an de Tabledodt halb todt, der Nachmittags macht er en Schläffen von drittehals Stunden, und der Abends geht er uf de Breter rum, un redt, wat ihm vorgeschrieben is, un zappelt mit Händen und Füßen; heite is et en Hofmann, morjen en Advocate; en andermal stellt er en Dichter vor, un denn wieder en Wasserträger, und so immer zu! Alle Daje is er wat andersch, und eijentlich is er gar nisch.“

„Dreizehn am Tische“ ist bekanntlich eine Unglückszahl und dieser dumme Aberglaube ist ziemlich stark verbreitet. Bei einer Gelegenheit, wo gerade dieser Fall eingetreten war und zu den üblichen Bemerkungen Veranlassung gab, bemerkte Jemand ganz ernsthaft: „Es gibt aber doch einen Fall und ich habe ihn selbst erlebt, wo es wirklich ein Unglück ist, wenn Dreizehn bei Tische sitzen.“ — „Und welcher?“ fragten Alle. — „Wenn Dreizehn bei der Tafel sind und nur für Zwölf gekocht ist,“ erwiderte der Gefragte launig.

Ein New-Yorker Blatt erzählt von einem Mitbürger, welcher kürzlich nach dem Süden ging, um einen Juwelenladen zu eröffnen. Sein ganzes Capital bestand in einem — Brecheisen.

„Wie lange kann Jemand ohne Gehirn leben?“ fragte Professor Hamilton einen Studenten. „Diese Frage müssen Sie ja am Besten beantworten können,“ war die Antwort.

Journalistische Stachelbeeren.

Es ist uns zwar schmeidelhaft, Aufsätze unseres Blattes häufig in anderen Zeitschriften gedruckt zu sehen, und bei kleinen, unbedeutenden Artikeln lassen wir uns das unter den Zeitschriften gegenseitig bestehende Nachdruckrecht ohne Quellen citirung gerne gefallen; wenn aber eine Zeitschrift, wie die in Lemberg erscheinenden „Leseblätter“ gar so naiv ist, nicht nur Novellen (wie schon oft geschah!) und besonders die Rubrik: „Papierkorb des Amüsanten“ sondern (sich „Leseblätter“ Nr. 70 vom 18. Juni) sogar den von uns zusammengestellten „Literarischen Courier“ ohne Angabe der Quelle, wörtlich aus dem „Lyrischen Blatte“ nachzudrucken, so glauben wir uns zu einem freundschaftlich ausgedrückten Einspruche gegen dieses um sich greifende Uebel allerdings berechtigt.

Saut der Zeitschrift „Zegenwart“ kommt das Verhungern der Dichter noch immer nicht aus der Mode. Ein junger, höchst talentvoller spanischer Dichter, N de Castro, kaum 18 Jahre alt, ist im Glend dem tiefsten Mangel erlegen und im strengsten Sinne des Wortes erhun-

gert. Die Stadt, die ihn erhungern ließ, ist im bezeichneten Blatte nicht angegeben, allein genug, es war in Spanien. Warum hört man z. B. aus Frankreich und England dergleichen nicht, und seht ihr, Deutschland und Spanien, allein privilegiert als Hungerkammern der Dichter? —

Die Gelegenheitspoesie ist oft in der That drollig. Als die Hofopernsängerin, Mad. van Haffelt aus Wien, in Regensburg gastirte, wurde sie mit folgenden Versen angebröckelt:

„Und wenn mir schon die Todespforte raffelt,
„So ruf' ich doch noch immer: Haffelt!“

Wir süßen bei:

D wär' doch gleich darauf, als es verpaffelt,
Das Prachtgedicht im Feuer wo verpaffelt! —

Der geistreiche Saphir hat in einer der jüngsten Nummern seines „Humoristen“ (Nr. 148 vom 22. Juni) unter dem Titel: „Der rauschende Nothflüß“ einen trefflichen Aufsatz über das heutige Virtuosenhum, dessen Verhättselung, ephemeres Leben und Undank geschrieben und nachgewiesen, was ein bedäuerter, in Wolken des Volkenthums mus eingehüllter Virtuose oder Künstler ohne Journalistik wäre. Wir wollen nur den letzten Theil dieses Saphir'schen Raisonnements hier anführen. Er sagt:

„Die Literatur ist nicht auf die Journalistik allein angewiesen; das Werk eines Schriftstellers kann sich Jeder zu Hause anschaffen, man braucht gerade kein Journal dazu, um es recht zu verbreiten, allein ein Triller, ein Doppellauf, eine Coloratur, ein Entreeat ist was Wesenloses, und wenn die Journale keine Notiz davon nehmen, sind sie nicht! Bücher, die gar nicht besprochen werden, sind oft am meisten gelesen; aber „Virtuosen“, von denen die Journale nichts reden, nichts sagen, die sind nicht, die sind todt, die sind mehr als todt, die haben nie gelebt! Journalwort ist also die einzige Restauration der Virtuosen, die Journalartikel sind die einzigen Mehlwürmer für die Nachtigallen aus Deutschland, Italien, Schweden u. s. w., sie sind die Hanfsebrner und Gelberübenkost für alle Wandervögel auf Clavieren, Geigen, Bässen, Flöten, für alle tanzenden, reitenden, gaukelnden, hüpfenden Künste, für Alles, was da lebt und athmet im roßigen Lichte der öffentlichen Production!“

„Das ist ja die Mythe von den Harpyen! die „Virtuosen“, das sind die „Harpyen“, die ihr Futter beschmücken, mit Füßen treten, so thun, als ver schmächten sie es, und heimlich mit wahrer Fraßgier darüber herfallen!“

„Wollt Ihr den „Undank“ malen? Den „Undank“, wie ihn Grillparzer's Sappho schildert, den Undank mit allen seinen Attributen, den „Undank“, wie er zum Himmel emporfliehet, den „Undank“, wie er vom lieben Himmel in seinem höchsten Jorne auf die Erde geschleudert wurde, so malt einen „Virtuosen!“ gebt ihm Männer- oder Frauenkleider, stellt ihn als siebenzigjährigen Greis dar, oder als sechsjähriges Kind, stellt ihn dar als Mime, als Gesangs-künstler, als Instrumentalist, als Sänger, als Gaukler, in welchem Künstlergenre Ihr wollt, er wird immer ähnlich seyn.“

„Alle Journalisten und Kritiker sind von jeher die Dröser solches Undankes gewesen; die Virtuosen alle, sämmtlich, durch die Bank, vereinigen sich noch in einem „allgemeinen Virtuosenhum“, in „der Virtuosität des Undankes!“ Alle ohne Ausnahme, das eben ist ihre größte Virtuosität!“

„Es gäbe nur ein Mittel: Die Journalisten alle zusammen müßten ein Gremmel statuiren und unter sich abmachen.“

„In den nächsten sechs Jahren wird von Künstlern gar nicht gesprochen, von gar keinem!“ Wenn die sämmtlichen Journalisten das consequent durchführen, dann werden die Virtuosen einsehen, daß sie ohne Journalistik null und nichtig, daß sie nur leben von und durch die Journalistik, daß ihr Ruf, ihr momentaner Ruhm, ja ihre „Wunden und Bänder“, die sie als „ungeheure Genie der Literatur“ in den Knopfsöchern baumeln haben, ihnen nur von und durch die Journalisten verliehen worden sind, und sie werden mit Zähnklaupern einsehen, daß „das Wort und der Geist“ die ersten Mächte sind und sie nichts sind, als die Pugmacherinen des Wortes und die Kammerjungfern des Geistes!“

Wir möchten im Schlußsätze dieses Artikels, wo es heißt: „Dann werden die Virtuosen einsehen, daß sie ohne Journalistik null und nichtig, daß sie nur leben von und durch die Journalistik,“ den Herrn Virtuosen nur noch die Theaterdirectoren anreihen, die der geistreiche Verfasser zu nennen vergessen. Leop. Kordeck.